



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rosenkranz, Palle: Der rote Hahn : (Fortsetzung) : drittes Kapitel Das  
Amtsgericht

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

### Drittes Kapitel. Das Amtsgericht



Das Amtsgericht hatte das unansehnlichste Lokal der Stadt. Es lag an dem südlichen Ende der Bürgermeisterwohnung, ein langes, mit Ziegeln gedecktes Gebäude, der Kirche schräg gegenüber.

Von einem Torweg aus führte ein schmaler Gang zu einer niedrigen Tür, die den allgemeinen Eingang zum Bureau bildete. Es war ein „Saal“ in dem alten Hause, niedrig, mit drei Fenstern und einer vergilbten Decke mit spärlichen Kolotoornamenten. Ein einfenstriger Raum war durch eine Bretterwand abge schlagen und ergab das Bureau des Bürgermeisters. Der übrige Raum bildete das allgemeine Kontor. Zwischen den beiden Fenstern standen zwei schwarzgestrichne Tische, wie man sie früher in den Oberklassen der Gymnasien hatte; sie waren aneinandergestellt, und in der Mitte jedes Tisches befand sich eine altmodische, mit grünem Tuch beschlagne Pultplatte. Da saßen die beiden Referendare. Eine hinfallige Schranke trennte die Tische von dem übrigen Raum; in einer Ecke am Fenster hatte der Schreiber seinen Platz, und an der Schranke saß der Gendarm Dlesen und fertigte Abschriften der Pfändungsprotokolle. Die wertvollen Pfändungsbücher und Register standen auf einem wackligen Regal im Giebel, und der Bürgermeister pflegte scherzhaft zu sagen, sie stünden da, damit sie im Falle einer Feuersbrunst vom Fenster aus schnell zu erreichen wären. Aber das Ganze sah sehr armselig und dürftig aus, und der Staub lag in dicker Schicht auf den Regalen an den Wänden, wo Protokolle und Akten ihren gefährlichen Platz hatten.

Der Fußboden bestand aus alten, mit Sand bestreuten Brettern, die bei jedem Schritt knarnten, den man auf ihnen tat, und das Papier hing in Fetzen von den Wandpartien herunter, die nicht von den wackligen, gestrichnen Regalen aus Tannensholz bedeckt wurden. Die Referendare, der Schreiber und der Gendarm dampften wie Ziegeleischlote, und der Staub des Protokolls wehte, wenn die Tür aufging, mit dem Tabakrauch zu einem dichten Nebel zusammen, der wie eine Mauer im Sonnenlicht stehen konnte.

Wie das Amtsgericht aussah, so hatte es fünfzig Jahre oder länger ausgesehen, und das einzige Neue waren die Rücken der einzelnen neu hinzukommenen Protokolle, die, dünn und billig, von den vergilbten Lederbänden der Pfandbücher und den uralten in Pergament gebundenen Protokollen abstachen.

Eine schiefe Tür führte in den Verschlag des Bürgermeisters hinein, worin an einem alten Mahagonischreibtisch, vor dem ein grün bezogener Arbeitsstuhl stand, einem geraden Platz für ihn war. Im übrigen bestand sein Meublement nur aus einem Geldschrank und einem Regal, mit staubigen Büchern angefüllt, die im Laufe der

Jahre haufenweise anwuchsen, in denen aber nichts zu finden war, und in denen nie ein Mensch suchte.

Das Bureau wurde um acht Uhr geöffnet, d. h. der Gendarm, der der militärischen Gesetzgebung unterstand, trat mit dem Glockenschlag an und machte sich an die Pfandbücher. Um neun Uhr kam der Schreiber Penther, der Familienvater war und in der schrecklichsten Not saß; er mußte die ganze Nacht damit verbringen, für die Kaufleute Rechnungen zu führen. Dann hielten er und der Gendarm ein Plauderstündchen ab, bis sich Justesen einfand, um Orders entgegenzunehmen. Um zehn Uhr kam der Assessor, der sich nur schwer von den Federn trennen konnte, und eine Viertelstunde später kam dann Seydewitz, der zum Frühaufsteher noch ungeeigneter war. Wenn dann die Uhr auf dem Kirchturm halb elf schlug, zeigte sich der Bürgermeister in seiner Tür und nickte dem Personal zu. Er pflegte allnächtlich bis zwei Uhr zu sitzen und zu lesen, und deshalb konnte er nicht früh auf die Beine kommen.

Dann war das Personal des Bureaus versammelt, und dann konnte das Publikum daran denken, sich einzufinden. Der Zulauf war übrigens nicht groß. Ab und zu kamen ein paar Bureauvorsteher, die Dokumente einzuliefern hatten, einige Ortschulzen, die Aushebungslisten vorlegen oder Altmontationsentscheidungen abliefern mußten. Die Bewohner des Bezirks suchten den Assessor nachmittags in seinem Privatbureau auf, und die meisten, auch die Bewohner der Stadt, hielten sich vormittags von dem „Alten“ fern. Es hieß, er hätte einen Morgenvappel und wäre nachmittags am genießbarsten.

Deshalb verging der Vormittag still mit vielem Geschwätz und wenig Arbeit. Penther besorgte die Stadtneugierkeiten, und Justesen erzählte ländliche Erlebnisse. Der Ton war ungezwungen, die beiden Juristen waren Kameraden, das untergeordnete Personal war höflich, aber nicht ehrerbietig. Man war in dem staubigen, verräucherten Lokal zusammengesüttelt, und der „Alte“ war trotz des Gerüchtes väterlich wohlwollend gegen alle, wenn nur die Welt ihm nichts zuleide tat.

Das tat sie jedoch zuweilen. Es fiel ihm schwer, die Abrechnungen zu erledigen, die er selbst in einem Kassenbuch führte, das vor achtundvierzig in Gebrauch genommen war; und gab es zu viel zu schreiben, dann fuhr er in seinem Verschlage aus der Haut. Um das Geschäft draußen kümmerte er sich nicht. Er kratzte seinen Namen hin, wo er hingeschrieben werden sollte, und sein ständiger Refrain an den Assessor war: Wo soll ich es denn hinschreiben, Kinder? ihr wißt doch, ich unterschreibe alles, was ihr mir vorlegt, und wenn es mein eignes Todesurteil sein sollte. Seine polizeilichen Obliegenheiten versah er jedoch selbst, Penther half ihm mit Briefen und Papieren, Justesen mit dem Handgreiflichen, und im übrigen herrschte im Bureau der Geschäftsmodus, daß keiner von dem wußte, was dem andern oblag.

Es war ein klarer Frühsommertag, ein halbes Jahr nach dem Brande auf Deichhof, um zehn ein viertel Uhr. Seydewitz war eben gekommen, und der Bürgermeister hatte sich noch nicht gezeigt. Am Tage vorher war er draußen auf dem Viehlande zum Brandverhör gewesen. Jetzt war ein Haus unter Deichhof abgebrannt.

Na, fragte Seydewitz, was ist nun bei dem Brandverhör im Viehlande herausgekommen, Justesen?

Justesen schüttelte den Kopf.

Wie immer: gar nichts. Das Feuer ist in der Futtertenne entstanden. Man meint, es müßten Funken aus dem Schornstein geflogen sein. Und bleiben wir dabei, es ist das Bequemste!

Was glauben Sie denn? fragte Seydewitz.

Zustesens Augen wurden rund, und er schwappte mit den Lippen:

Nichts, Herr Referendar, oder alles mögliche, aber mein Mund bleibt geschlossen. Der Herr Bürgermeister hält ja alle Leute für Engel, das ist nun mal seine Gewohnheit, und ich werde mich schön hüten, mit Vermutungen zu kommen.

Der Referendar sah von seinem Pfandregister auf. Sie sind ein richtiger Boltzeihund, Zustesen. Sie glaubten ja, wie der Rechtsanwalt im Herbst, daß Hilmer selbst Deichhof angesteckt hatte. Der Rechtsanwalt war rasend darüber, daß er um das Salär für die große Pfändung gekommen ist, und nun ist Hilmer ja obenauf.

Zustesen lachte.

Der Rechtsanwalt stand mit dem Amtsgericht nicht auf dem besten Fuße. Penther mischte sich in das Gespräch: Hier in der Stadt sagten sie ja alle, daß das Feuer angelegt sei; das ist ja auch leicht möglich. Jetzt lachen sie uns wieder aus. Es ist die sechste unaufgeklärte Feuersbrunst. Der Alte ist ganz außer sich. Gestern hat ihm das Ministerium geschrieben — Richter kommt hier herunter. Und fängt der erst an, dann nimmt er den Brand auf Deichhof wieder auf. Und dann soll sich Hilmer in acht nehmen.

Allgemeines Schweigen.

Was sagen Sie, Penther, rief Seydewitz, die Brandkommission? Na, dann gratuliere ich unserm Alten. Ich werde also meiner Arbeit entzogen. Was sagen Sie, Zustesen?

Zustesen schaukelte sich auf einem alten Lederstuhl.

Ich warte, sagte er, mögen die Kopenhagner sich amüsieren. Sie wollens doch gern. Es wird schon Arbeit für sie geben, und wir können uns solange ausruhen.

Das ärgert den Alten mörderlich, sagte Penther, er fauchte gestern abend darüber, als das Schreiben kam. Ich war zufällig hier, und das kann ich sagen, der hat was geschimpft. Aber eigentlich kann man es ihnen drinnen nicht verdenken, daß sie es satt haben . . .

Die Tür knirschte.

Es war der Bürgermeister.

Der Bürgermeister war ein kleiner, runder Mann mit weißem Bart und hübschen, braunen Augen. Nahlköpfig war er wie eine Billardkugel, eifrig und rastlos in seinen Bewegungen. Er sprach viel und gut, aber cholertisch war er, besonders morgens, wenn er Pech gehabt hatte.

Guten Morgen, sagte er kurz. Zustesen, kommen Sie herein, ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen.

Zustesen trat ehrerbietig näher. Die Tür zum Bureau des Bürgermeisters schloß sich. Assessor Jensen blickte über das Pincenez zu Seydewitz hinüber. Kennen Sie Richter, Seydewitz?

Sehr wenig, er ist ein scharfer Herr, und ich wette eine Flasche darauf, daß er und unser Alter sich gleich bei der ersten Begegnung verkrachen. Er ist schrecklich überlegen und sehr wenig rücksichtsvoll. Es gibt Krieg bis aufs Messer. Und der Bürgermeister kriegt zu tun, wenn er die Hand über Hilmer halten will, Richter stößt herab wie ein Geter. Der alte Mortensen oben muß sehen, daß er in den Arrestzellen Platz schafft. Wir kriegen mindestens fünf Verhaftungen, oder vielleicht für jeden Brand ein paar Stück. Richter arretiert haufenweise, und dann kommen sie auf die Folterbank, die armen Kerle, bis sie klein beigeben. Hans Sepsen im Myrethause ist seines Loses gewiß.

Geht uns nichts an, sagte Jensen phlegmatisch. Mögen sich die Herren amüsieren. Hilmer ist in höhern Kreisen gut angeschrieben, und ihn wird man wohl

in Frieden lassen. Das hoffe ich jedenfalls; er schuldet mir ein paar Tausend Kronen, die er sich bei der letzten Grausauktion zu hoch angeschrieben hatte, und seine Steuern werde ich wohl auch auslegen müssen.

Seydewitz lachte.

Die Kommissionen mögen trotzdem ihr Gutes haben. Na, Gilmer ist absolut unschuldig, der Mann kann kein Verbrechen begehen, er ist nicht sonderlich begabt, aber er ist ein Ehrenmann.

Ja, sagte Jensen freundlich, ich wünsche ihm alles Gute, und wir müssen doch zum Teufel den Kopenhagnern parieren können.

Justesen kam aus dem Bureau des Bürgermeisters heraus. Er sah aus, als hätte er einen Klüffel bekommen, und sockte ab, ohne etwas zu sagen.

Seydewitz, sagte der Bürgermeister freundlich, kommen Sie einen Augenblick herein.

Seydewitz trat in das Bureau des Bürgermeisters ein. Freundchen, sagte der Bürgermeister, setzen Sie sich — bitte, rauchen Sie nur immer, ich will mir selbst eine Pfeife anzünden. Ich möchte gern mit Ihnen etwas besprechen. Sehen Sie, nun schickt man mir, Gott verzeih mir die Sünde, diese verdammte Brandkommission auf den Hals. Ich kann doch zum Donnerwetter nicht mehr tun, als ich getan habe. Mit den Bränden, die bei uns ausgekommen sind — ich gebe zu, sie sind im letzten Jahre ein bißchen reichlich ausgefallen —, habe ich mich redlich abgeplagt, aber es ist nicht möglich gewesen, etwas zu entdecken. Ein Büttel bin ich nicht, ich arretiere nicht, wenn ich keinen Verdacht habe, und ich habe keinen Verdacht gehabt. Die paar Bagabunden, die hier gefessen, haben augenscheinlich nicht Bescheid gewußt, und die Leute selbst habe ich, wie gesagt, nicht im Verdacht gehabt. Das Ganze wäre ja gleichgiltig, wenn nur nicht die verfluchte Geschichte mit Deichhof wieder aufkäme. Ich habe, wie Sie wissen, Gilmer gern, es ist ein braver Mann, er hat das Pulver nicht erfunden, aber er ist mein Freund. Verstehen Sie, er ist gut und brav. Aber nun kommen natürlich diese verdammten Gerüchte wieder auf. Ich kanns nicht leugnen, daß ich mit Schrecken daran denke, daß meine braven Leute hier draußen diesem Bluthund ausgesetzt sein sollen — denn das ist Richter. Sie kennen ihn ja persönlich, Sie haben Verbindungen in den Bureaus in der Stadt, ich kenne bald keinen Menschen mehr in Kopenhagen. Sie müssen ihn in Behandlung nehmen, wenn er hier herauskommt. Sie sind ja so verdammt flott. Ich weiß, wir geraten uns gleich in die Haare. Und nicht wahr, Freundchen, ich kann mich auf Sie verlassen!

Seydewitz verbeugte sich.

Wenn ich bloß weiß, was der Herr Bürgermeister meinen.

Lieber Freund, ich meine, Sie sollen so eine Art Spion für mich sein. Sie sollen mit dem Feinde fraternisieren, mich über seine Bewegungen à jour halten. Sie können getrost sagen, daß ich ein unangenehmer alter Kerl bin, dem Sie nichts recht machen können — verstehen Sie. Sie können ruhig so viel Böses über mich reden, wie Ihnen nur einfällt, ich meine so innerhalb gewisser Grenzen. Sie haben Freiheit, lieber Freund, aber Sie müssen, schwerer not, auch diplomatisch sein.

Seydewitz lächelte.

Ja, vollkommen. Leider glaube ich nicht, daß ich auf Herrn Assessor Richter einen Einfluß üben kann. Sein Faktotum Kommissar Frederiksen geht seine eignen Wege, und Richter folgt ihm.

Wenn wir nur wissen, wo wir ihn haben, sagte der Bürgermeister listig. Es gilt nur zu wissen, was er tun will. Solange ich hier unten Gerichtsbeamter bin, soll niemand Gilmer ein Haar krümmen, aber ich muß gut unterrichtet sein, und das sollen Sie besorgen. Haben Sie mich verstanden?

Vollkommen! sagte Seydewitz.

Ich nehme an, daß wir Seine Schrecklichkeit schon am Dienstag hier haben. Es würde ihm wenig ähnlich sehen, sich gleich über Deichhof herzumachen. Er pflegt sein Opfer gewöhnlich einige Monate zu umkreisen, ehe er es packt. Außerdem steht Deichhof noch nicht zur Behandlung. Ich verlasse mich also auf Sie — und dann müssen Sie in den nächsten Tagen nach Deichhof hinausfahren und dort Besuch machen. Ich habe Ihnen den Weg gebahnt. Die alte Geschichte ist vergessen.

Seydewitz verneigte sich.

Wie der Herr Bürgermeister wollen.

Der Bürgermeister drehte sich auf dem Stuhl um und sah Seydewitz gütig an. Dieber junger Freund, ich habe mit Hilmer über Sie gesprochen. Er sieht das, was im Frühjahr vorgefallen ist, jetzt mit andern Augen an — und er wird Freunde brauchen — Freunde, auf die er sich verlassen kann. Wir wissen ja alle, was auf dem Spiel steht. Sie müssen — verstehen Sie, Sie müssen hinausfahren. Ich bitte Sie darum, und Sie haben Freunde draußen. Frau Hilmer kann Sie gut leiden — und . . .

Der Bürgermeister lächelte und schwieg.

Seydewitz errötete leicht.

Dann machte sich der Bürgermeister an seine Arbeit.

Was wollte der Alte? fragte Jensen, als Seydewitz in das große Bureau hinauskam.

Seydewitz zuckte die Achseln und schielte zum Gendarmen hinüber.

Nachher.

Dann kam ein Ortsschulze mit einer Alimentsache, und das war Seydewitzens spezielles Departement. Es war ganz fürchterlich, wie diese Sachen florierten.

Als Seydewitz und Jensen zusammen vom Bureau nach Hause gingen, bekam der Affessor die Geschichte von Richter zu hören. Er dachte ein wenig darüber nach.

Sie sind nicht gut Freund mit Hilmers, sagte er und sah mit seinem launigen Gesicht und schräggeneigten Kopf zu dem jungen Kollegen auf.

Ich bin ja mit Hilmer, wie Sie wissen, im Herbst zusammengeraten, kurz bevor der Brand auskam. Jetzt fahre ich hinaus und entschuldige mich bei dem Mann.

Ein bißchen spät, sagte Jensen.

Vielleicht, aber ich habe meine Gründe. Kommt Richter vor mir dorthin, so kann er nur Unheil anstiften, und das darf er nicht.

Klein-Jünger! sagte Jensen und lachte trocken. Sie treffen Sie wohl oft bei Postmeister Flindt?

Fräulein Hilmer macht sich nichts aus mir. Wie ich Ihnen sage, ich stehe mich nicht gut mit der Familie.

Und deshalb wollen Sie edel sein, sagte Jensen und lachte. Liebet eure Feinde, das ist etwas für Muhme Rikke. Nun wird der verlorne Sohn meiner Seel gottesfürchtig.

Seydewitz schwieg.

#### Viertes Kapitel. Die Polizei

Affessor Richter kam und nahm im Gasthose Wohnung. Mit ihm kamen der Kommissar Fredrikfen und der Schutzmann Jensen, beide von der Kopenhagner Polizei. Es gab ein Wallfahrten nach dem „Hose“, um die Kopenhagner zu sehen, und es wurde in den Winkeln gewispert und geflüstert. Richter war elegant und

trug immer eine Blume im Knopfloch. Er überschüttete das hübsche Stubenmädchen mit Artigkeiten, der Hausknecht schwor sogar darauf, daß er gesehen habe, daß der Assessor das Mädchen umarmt und geküßt hätte. Das Mädchen sagte nein, aber die Leute glaubten dem Hausdiener. Der Assessor überanstrengte sich nicht. Er stand spät auf und spazierte viel in dem zur Stadt gehörenden Lustwäldchen umher, den zwei Bäumen in sieben Reihen, wie man es bezeichnete.

Es dauerte ein paar Tage, ehe er bei dem Bürgermeister Besuch machte. Dieser Besuch verlief sehr konventionell. Der Assessor verlor kein Wort über die Brandstiftungen, und das erschien dem Bürgermeister als Gipfel der Unverschämtheit. Dagegen unternahm der Kriminalkommissar Frederiksen kleine Ausflüge in den Amtsbezirk, wo es gebrannt hatte. Der Assessor pflegte alle die alten Verhöre in den Brandstiftungssachen durchzulesen und dann ein paar Bogen für Frederiksen auszufuchen. Dann ging Frederiksen hinaus und „schnupperte“, wie es der Assessor nannte, und dann wurde irgendein Abgebrannter verhaftet.

Womöglich Mann und Frau zugleich.

Dann begannen die Verhöre.

Assessor Richter wich nicht von seiner Gewohnheit ab. Er ging scheinbar arbeitslos umher und nickte den hübschen Mädchen der Stadt zu, bis die Arrestlokale gefüllt waren und der Vorhang aufgehn konnte. Hier langweilte er sich, und gleich am ersten Tage wurde er auf Seydewitz aufmerksam gemacht, den das Stubenmädchen schrecklich gut leiden mochte.

Richter kannte Seydewitzens Familie und ihn selbst ein klein wenig. Es dauerte deshalb nicht gerade lange, bis die beiden Herren einander kannten. Seydewitz wurde mit der kameradschaftlichen Liebenswürdigkeit beehrt. Richter konnte ein großer Charmeur sein, und er bedurfte eines weißen Mannes unter den Negern, wie die Amerikaner sagen.

Na, wie geht es? fragte der Bürgermeister Seydewitz, nachdem Richter drei Tage in der Stadt gewesen war.

Richter ist schrecklich liebenswürdig, sagte Seydewitz, und das war sein Ernst.

Der Bürgermeister drohte ihm mit dem Finger. Bestes Seydewitzchen, Sie gehn doch nicht zum Feinde über?

Feinde! fragte Seydewitz.

Dann fiel es ihm ein, daß ein wohl meritierter Gerichtsbeamter selbstverständlich ein Feind all derer ist, die von draußen in seine Jagdgebilde eindringen, und er fragte deshalb mit leisem Lächeln: Sollen wir der Kommission direkt entgegenarbeiten?

Gott bewahre, sagte der Bürgermeister und schnurrte wie ein Kreisler herum und in sein Allerheiligstes hinein, um sich in seinen Rechnungen zu begraben.

Aber Justesen, der in einer Ecke sitzend dem Gespräch beigewohnt hatte, räusperte sich und lachte mit quadratisch verzogtem Mundwinkel.

Es verstrich eine Woche.

Justesen saß im „Hofe“ und hielt ein Plauderstündchen mit Frederiksen ab. Die beiden Herren hatten eine Reihe von Jahren hindurch bei der Kopenhagener Polizei gedient. Sie waren Duzbrüder und kameradschaftlich neidisch aufeinander. Frederiksen war ein kleiner, vierchrötiger Herr mit goldner Brille und Henriquatre. Er hatte einen stechenden, unsichern Blick und galt allgemein für eine vollkommen gewissenlose Persönlichkeit, die ihre Pflicht als Gerichtsbeamter mit derselben Pünktlichkeit und Skrupellosigkeit tat, mit der er Bank- und Bodendiebstahle ausgeführt haben würde, wenn das seine Branche gewesen wäre.

Er ging davon aus, daß alle Menschen ebenso große Lumpen seien wie er selbst, er log wie ein Jäger, betrog seine besten Freunde, desavouierte seine Kameraden, die ihn haßten, kroch vor seinen Vorgesetzten und schurigelte seine Untergebenen, kurz und gut, er war genau so, wie ein Mann mit seinen Voraussetzungen in seiner Stellung wird.

Aber er wußte einen guten Trunk zu schätzen und war einem hübschen Mädchen gegenüber nicht gefühllos. Auf diesem Felde begegnete er sich mit Justesen.

Jetzt saßen sie, wie gesagt, und tranken ein Gläschen im „Hofe“.

Du bist gestern ein Stück auf Deichhof zugegangen, Frederiksen, sagte Justesen und blickte zum Kollegen hinüber, ohne ihn anzusehen.

Ich? fragte Frederiksen.

Quatsch! unterbrach Justesen. Du kannst mich nicht hinters Licht führen. Ihr wollt euch an Deichhof heranmachen.

So etwas bestimmt der Assessor, sagte Frederiksen und rückte ein wenig auf seinem Stuhl hin und her.

Laßt das! sagte Justesen. Du bist jetzt hinter Die Maden von Myggesjød her, jawohl. An dem wirst du viel Freude erleben. Du solltest den alten Lumpen nicht mit dir herumrennen lassen, wenn ich dir einen freundschaftlichen Rat geben darf.

Frederiksen fühlte sich ein wenig verletzt und antwortete sehr zugeknöpft: Danke für deine Teilnahme, Justesen. Hast du sonst noch was zu bemerken?

Justesen blinzelte noch mehr.

Du bist so verdammt dicknäsigt, jetzt, da du so berühmt geworden bist. Weshalb, zum Teufel, kannst du nicht gegen einen alten Kameraden sein wie früher? Wir beide haben doch eigentlich manchen guten Schluß zusammen getan bei der achten Polizeitammer, in Freude und in Leid. Jetzt bist du hochnäsigt, Frederiksen, und lächerlich genug, dir steht das nicht.

Frederiksen schwieg und nippte an seinem Glase.

Justesen fuhr fort: Ich hab's hier sehr nett und friedlich in mancher Beziehung, man ist ja im Laufe der Jahre festgewachsen, man ist weniger niederträchtig und dafür menschlicher geworden. Ich kenne dich, und ich kann so ungefähr berechnen, was in deinem Assessor steckt, der zu einem noch jüngern Jahrgang gehört als die, die ich kannte, und die ich nicht vertragen konnte, als ich Laufjunge für sie sein sollte. Ihr beginnt hier unten in die Irre zu laufen, ihr seid im Begriff, unter unsern braven Bauern hier soviel Unheil anzustiften, wie ihr nur könnt. Ihr wollt die Arrestlokale füllen und die armen Kerle malträtieren, indem ihr ihnen den Teufel an die Wand malt, wozu all der Unsinn? Bleibt in der Hauptstadt, beim Drettergefängnis der weichen Zwiebel und Fritj mit den Hummern. Die Gesellschaft kennt ihr, und zu der gehört ihr. Aber laßt uns hier draußen auf dem Lande zufrieden.

Frederiksen entschied sich für Nachsicht.

Ihr könnt euch ja allein nicht helfen, sagte er mit freundlichem Lächeln.

Wloß nicht wichtig tun. Jetzt will ich dir eins sagen, Frederiksen — du warst mal ein flotter Kerl, und wir sind Kameraden gewesen, weißt du noch, wie Nils Justesen und ich dein nettes Köpfchen retteten, als ich mal draußen auf dem Nordwestwege in die Klemme geraten war, wie wir das „Nest“ aufheben sollten? Was? Da ich nun ein wenig mitschuldig daran bin, daß du im ganzen genommen hier umhergehst und Unheil anstiffest, so will ich dir eines sagen, laß die Finger von Deichhof, du bist auf dem Holzwege, Gilmer hat es nicht getan. Er mag an dem Brande verdient haben — gut, das haben andre auch.

Weshalb erzählst du mir das alles, Justesen?

Das will ich dir sagen. Ihr Polkzisten drinnen, ihr macht euch ja nützlich, obwohl der größte Teil eurer Zeit mit einem fürchterlichen Haufen von Lumpereien und kleinen Diebstählen vergeht, und den Nutzen, den ihr stiftet, könnt ihr niemals stiften, ohne Unheil anzurichten. Ich kenne das. Ich habe ja selbst mitgemacht dabei. Nein, Frederiksen, hier draußen, wo es hoch und weit um uns her ist, da hat ein Polkzeitbeamter das Gefühl, daß er Nutzen bringt. Er ist der Freund der kleinen Leute, und auf den großen Höfen wie in den kleinen Hütten öffnet man ihm gern die Tür. Man begreift, daß er der Beschützer ist, man spricht mit ihm wie mit einem Freunde, und ihm selbst gehn die Augen auf dafür, daß die Menschen gut sind, wenn sie es nur sein dürfen.

Du hättest Prediger werden müssen, Justesen — Volksfreund. Man könnte dich geradezu abmalen als Familienvater und Wohltäter der Menschheit. Aber Beamter bist du, Schockschwerenot, nicht soviel wie das Schwarze unter dem Nagel — du Philanthrop.

Justesen erhob sich: Und doch könnte es sein, daß ich mehr von den Bränden weiß, als ihr, du und dein Assessor, jemals erfahrt. Ich bin nicht boshaft. Wenn du eine gemeinsame Arbeit haben willst, gut, ich bin bereit.

Frederiksen spitzte die Ohren. Du solltest mit der Sprache herausrücken, lieber Freund, deshalb sind wir ja da.

Justesen knöpfte sich den Rock über der Brust zu, schob sein Glas fort und sagte: Ich habe einen humanen Vorgesetzten; sollen wir an der Geschichte hier zusammenarbeiten, dann wollen wir hier unten mit dabei sein. Ehre, dem Ehre gebührt. Ich will den Unsinn nicht haben, daß ihr die ganze Ehre für euch selbst holt, und der Gelbschnabel von Assessor meinen braven Alten schikantert. Verstehst du, hier unten ist das Verhältnis zwischen Vorgesetztem und Personal gut, und ich respektiere den Alten.

Frederiksen hatte sich erhoben. Es ist gewiß besser, du läßt mich meine Sachen allein machen, Justesen. Wir arbeiten nie mit den lokalen Behörden zusammen. Das hält nur auf. Ich hätte es für möglich gehalten, vielleicht mit dir eine Ausnahme zu machen, um der alten Kameradschaft willen. Aber euer Bürgermeister ist ein Schafskopf, und soll der in die Sache hineingezogen werden, dann ist es gewiß am besten, daß jeder für sich sorgt.

Justesen sah den andern mit guten und freundlichen Blicken an. Du wirst schon noch auf deine Art berühmt werden, mein Kerlchen. Dein Assessor wird schon noch einmal müde werden und sich in ein festes Amt zurückziehen, um populär und Kommandeur zweiten Grades zu werden. Vielleicht wird er als Staatsrat abgehn. Aber du — nach dir zeigen sie in den Zeitungen mit Fingern, und du mußt die Prügel auf dich nehmen, weil du der kleine Mann bist. Du solltest dich in acht nehmen, Frederiksen. Läßt du dich von Ole Madsen irreführen, dann setzt du dich eben bestimmt in die Messeln, und dann wirst du niemals Ritter des Danebrog oder Rechnungsrat — und das willst du doch werden, du armes Nilpferd. Willst du dich aber in die Messeln setzen, dann sollst du es auch meinetwegen tun, solange du willst. Ich werde mir deinetwegen keine grauen Haare wachsen lassen. Und mit diesen Worten trank Justesen seinen Schnaps aus und bezahlte ihn selbst.

Der Assessor und Seydewitz kamen aus dem Speisesaal herein, wo sie ihre gewöhnliche Mahlzeit eingenommen hatten. Sie aßen zusammen im „Hofe“. Der Assessor à la carte, teuer und schlecht, Seydewitz billig und etwas schlechter. Aber es war die harte Notwendigkeit. Es gab nur einen Fleischtopf, alles andre waren Kneipen.

Ach, Frederiksen, sagte der Assessor, kommen Sie mit, wir wollen heute arbeiten.

Und Frederiksen folgte seinem Herrn.

Aber Justesen und Seydewitz gingen zusammen die Straße entlang zum Amtsgericht.

Justesen lästerte, aber Seydewitz behauptete bestimmt, daß der Assessor keinen Augenblick an Deichhof dächte. Darauf wollte sich Justesen lieber nicht verlassen, sagte er.

Seydewitz ging nach Hause, er hatte heute nachmittag frei.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 8. August 1909

(Zur Zarenreise. Vom parlamentarischen System. Zur Einigung der Liberalen.)

Kaiser Nikolaus der Zweite hat in den letzten Wochen eine Reihe rückständiger Besuche erledigt; Dänemark und Schweden sind zuerst darangekommen, dann folgte ein Familienbesuch bei seinem Schwager, dem Prinzen Heinrich in Gemmelmark, daran schloß sich die Zusammenkunft mit dem Staatsoberhaupt des verbündeten Frankreichs und die Begegnung mit dem König Eduard. Den Schluß machte gestern der Besuch bei dem inzwischen von der Nordlandsreise zurückgekehrten Kaiser Wilhelm. Auf der Hin- und Rückreise hat der Zar das deutsche Gebiet berührt, das heißt den Kaiser-Wilhelms-Kanal, und ist nicht, wie der Präsident der französischen Republik, um Deutschland herumgefahren. Iswolski hat in einer für die Öffentlichkeit bestimmten Äußerung den Franzosen ganz klar herausgesagt, daß Rußland mit Deutschland herzliche Beziehungen unterhalten muß, und Kaiser Nikolaus hat dem Minister des Außern Pichon seine Befriedigung über dessen bedachte und feste Politik gegenüber Deutschland ausgedrückt, das ebenso wie Frankreich und Rußland um die Erhaltung des Friedens bemüht sei. Ob das freilich in Frankreich einen allgemein günstigen Eindruck machen wird, steht dahin, denn für gewisse nichtamtliche Kreise in Frankreich und in England hat die Tripleentente nur insofern einen praktischen Wert, als sie geeignet und gewillt ist, Deutschland schlecht oder mindestens nebensächlich zu behandeln. Hierzu ist sie nun allerdings nicht geeignet, wie der Ausgang der bosnischen Frage und das gänzliche Scheitern des Konferenzplans vor einem halben Jahre bewiesen hat. In staatsmännischen Kreisen ist man darüber nicht im Zweifel, und die dabei interessierten Völker werden sich auch daran gewöhnen müssen. Wenn der Zar und sein Minister des Außern den Franzosen darüber eine unmißverständliche Andeutung gemacht haben, so waren sie dabei im vollen Rechte, denn gerade Rußland hätte bei der von den westlichen Vertretern der Ententepolitik eingeschlagenen Richtung die Hauptopfer bringen müssen. Rußland lehnt es in jedem Falle ab, sich als Mauerbrecher gegen die deutsche Friedenspolitik verwenden zu lassen, wenn diese Haltung auch daheim wie bei den Westmächten vielen Kreisen der Bevölkerungen manche Enttäuschungen bringt. Diese haben übrigens weniger in dem an das russische Bündnis bereits gewöhnten Frankreich als in England für den Zarenbesuch eine gewisse Kühle hervorgerufen und auch bewirkt, daß sich die hergebrachten sozialistischen und radikalen Angriffe

Grenzboten III 1909

43